

## Geschichtskolumne

## Wie Geschichte geschieht

VON GUSTAV SEIBT

Es ist die Definition von Geschichte, daß ständig etwas passiert, alles sich bewegt und nichts gleich bleibt. Die Generationen kommen und gehen, sie arbeiten und handeln, sie machen Erfahrungen und haben Ziele, sie reagieren auf Bedingungen und wollen diese verändern. Das Gesamtgewusel von Voraussetzungen, Taten und Folgen aber bleibt unberechenbar; es schließt sich erst im Rückblick zu jenen großen Ereignissen und Prozessen zusammen, die Historiker durchschauen und erklären wollen.

Zwar lassen sich präzise Ursachenzurechnungen schon deshalb nicht vornehmen, weil kein historischer Vorgang isolierbar und wiederholbar ist, eine experimentelle Faktorenanalyse also ausgeschlossen bleibt. Selbst der Blick der pragmatischen Klugheit – hätte die Französische Revolution vermieden werden können, wenn Ludwig XVI. den Staatshaushalt rechtzeitig saniert hätte? –, bleibt unsicher. Im Rückblick stellen sich gerade solche dramatischen Großereignisse wie etwas fast Unvermeidliches dar: Unter der politischen Oberfläche des Ancien régime hatte sich sozial, ökonomisch, mentalitätsgeschichtlich soviel verändert, nicht zuletzt durch die absolutistisch vereinheitlichende Kraft eben dieses Regimes, daß die Revolution wie ein Erdbeben wirkt, das nur lange sich anbahnenden tektonischen Verschiebungen zu ihrem plötzlichen Ausbruch verhalf. Eine Kruste brach, und tiefere Kräfte räumten den Überbau ab.

Im Grunde laufen die meisten Erklärungen großer Ereignisse auf eine solche Zweistöckigkeit hinaus – seit Thukydides nach den Ursprüngen des Peloponnesischen Kriegs fragte und dabei zwischen Ursachen und Anlässen unterschied.

Langfristige Veränderungen in grundlegenden Bedingungen bereiten in aller Stille das Gewitter der Ereignisse mit seiner Plötzlichkeit vor. Dann folgen jene »Krisen«, in denen alles flüchtig wird, zur Disposition steht und zum Plasma in den Händen von Massen und Führern wird. Für dramatische historische Minuten regiert der Zufall. Das *discrimen rerum*, der exponierte Moment der Entscheidung, hat so immer eine strukturelle Unterlage, und diese verändert sich nicht revolutionär, sondern evolutionär, schrittweise, kumulativ.

Seit dem späten 18. Jahrhundert wird nun nicht nur nach den Ursachen von Ereignissen und Wendepunkten gefragt, sondern geraten langfristige und kollektive Prozesse in den Blick der Historiker. Wie kam es zur Renaissance, zu dieser Verbindung aus Rückwendung zur Antike, Öffnung zur Welt und dem Menschen, diesseitiger Politik, freier Kunst, Individualismus? Das Problem solcher Fragen besteht schon darin, daß das zu erklärende Phänomen selbst abgrenzungsbedürftig und umstritten ist. »Mittelalter« und »Renaissance« erscheinen den Historikern heute viel undeutlicher voneinander geschieden als den Zeitgenossen Jacob Burckhardts. Die Erklärung des Phänomens verschwimmt mit seiner begrifflichen Konstitution.

Die ehrgeizigste Frage heutigen historischen Denkens hat Max Weber vor fast hundert Jahren formuliert, und eine faszinierende neue Studie preßt sie in zwei Wörter: *Warum Europa?* Der Wiener Historiker Michael Mitterauer zitiert ausdrücklich Webers berühmte Vorbemerkung zu seinen *Gesammelten Aufsätzen zur Religionssoziologie*: »Welche Verkettung von Umständen hat dazu geführt, daß

gerade auf dem Boden des Okzidents, und nur hier, Kulturercheinungen auftraten, welche doch – wie wenigstens wir uns gern vorstellen – in einer Entwicklungsrichtung von universeller Bedeutung und Gültigkeit lagen?<sup>1</sup> Weber selbst legte Wert darauf, daß er mit seiner Religionssoziologie nur einen einzigen kausalen Strang aus einem viel größeren Zusammenhang herauslöste; darum die Formulierung »Verkettung von Umständen«. Was hat das kleinräumig zersplitterte Vorgebirge Asiens befähigt, Wirtschafts- und Lebensformen hervorzubringen, die in Gestalt von Kapitalismus und Demokratie den Erdball eroberten in einer Dynamik, deren Ende noch immer nicht abzusehen ist?

Mitterauer beschränkt sich auf die mittelalterlichen Grundlagen dieses Sonderwegs, er sieht also gerade von Webers eigenem Untersuchungsfeld, dem frühneuzeitlichen Puritanismus, ab; doch macht er ernst wie wenige vor ihm mit Webers Forderung, die *Verkettung* von Umständen zu untersuchen, das Geflecht vielfältiger, sich wechselseitig bedingender Umstände mit ihrer historisch einzigartigen Entwicklungskraft. Mitterauers Untersuchungen sind kleinteilig und weitgespannt zugleich, was die Lektüre abwechslungsreich, ein Referat aber nicht leicht macht. Beispiele mögen zeigen, wie dieser virtuose Kausalkettenschmied vorgeht.

Mitterauer beobachtet für das frühe Mittelalter eine eklatante agrarräumliche Schwerpunktverlagerung vom Mittelmeerraum ins römisch-germanische, später fränkisch-deutsche Grenz- und Kerngebiet zwischen Île de France, Rhein und Nordsee. Hier ermöglichten neue Getreidesorten – Roggen und Hafer – und neue Anbauformen – der Fruchtwechsel in der Dreifelderwirtschaft – eine enorme Ertragssteigerung mit entsprechenden Nahrungsspielräumen für das Bevölkerungswachstum.

Roggen und Hafer gediehen im kühlfeuchten Klima des Nordens, auf nassen oder schlechten Böden besser als der Weizen; sie ließen sich zudem länger in Vorräten lagern. Der Wechsel zwischen Roggen, Hafer und Grasweide erlaubte es, die Erschöpfung der Böden wirksamer zu vermeiden als in der mittelmeerischen Brandwirtschaft. Dazu kamen anbautechnische Innovationen: Die dauerhafter genutzten Böden wurden mit Zugtieren, also Pferden und Rindern, sowie dem tiefgreifenden Scharpflug bebaut (und mit Rinderfäkalien wirksam gedüngt). Die Rinderhaltung sicherte zudem eine fleisch- und milchreiche Ernährung, steuerte also der einseitigen Vergetreidung entgegen.

Die dabei erzielten Erträge waren so hoch, daß sie nur durch rationelle Mahltechniken, also die typisch europäische vertikale Wassermühle, bewältigt werden konnten. Die Errichtung derart aufwendiger Mühlen war von einzelnen Landwirten nicht zu leisten, sondern bedurfte einer kollektiven Anstrengung; diese wurde im Zusammenhang der Villikationsverfassung oder besser: der zweigeteilten Grundherrschaft geleistet. Sie setzte sich aus einem großen Herrenhof mit unfreien Arbeitern und darumausenden fronpflichtigen Bauern auf eigenen Hufen zusammen. Die Bauern wirtschafteten auf eigene Rechnung, bearbeiteten aber einen Teil des Herrenlandes mit und lieferten einen Teil der eigenen Erträge ab, wofür sie Mahlmöglichkeiten und militärischen Schutz erhielten. Zugpferde konnten auch zu Waffenpferden für Ritter werden – Pferde ernähren sich bestens vom Hafer, der in der neuen Fruchtfolge eine so große Rolle spielte.

Die intensive Kleinräumigkeit dieser Wirtschaftsweise – Rinder sind als Zugtiere von Transportwagen sehr gemächlich, also nur für kurze Distanzen einsetzbar – förderte die Entstehung vieler

<sup>1</sup> Michael Mitterauer, *Warum Europa? Mittelalterliche Grundlagen eines Sonderwegs*. München: Beck 2003.

mittlerer Siedlungskerne. So überzog sich das in Herrngüter und Bauernhöfen aufgeteilte Land mit zahlreichen Gewerbezentren, Burgen und Klöstern samt befahrbaren Wegen dazwischen. Den Sonderweg Europas erkennt Mitterauer im Vergleich beispielsweise mit der islamischen Mittelmeerkultur: Hier stand eine exportorientierte, von komplexen Bewässerungssystemen gestützte Garten- und Fruchtländwirtschaft im Mittelpunkt, deren Produkte nicht auf Zugtieren und Wagen in nahe Zentren und zu benachbarten Verbrauchern, sondern auf Reittieren, vor allem Kamelen, über weite Entfernungen auf schmalen Pfaden verbreitet wurden, was größere Städte mit einer vergleichsweise luxurierenden Zivilisationsstufe begünstigte.

Die europäische Villikationsverfassung förderte zudem eine typisch europäische Familienverfassung, bei der das Zusammenwirken in einem Verband – der herrschaftlichen, aber auch genossenschaftlichen *familia* – wichtiger war als die Blutsbande in einem Clan, was wiederum der christlichen Konzeption von Gemeinde entsprach. Kleinfamilie, Gemeinde, Genossenschaft und Grundherrschaft harmonisierten ausgezeichnet mit einer bestimmten Landwirtschaftsweise. Damit ist Mitterauer bereits tief in politisch-sozialen Strukturen, in denen Adelsherrschaft, kommunale gemeindliche Verfassung und geistlicher Individualismus der späteren Entwicklung zu Ständestaat und Parlamentarismus vorarbeiteten.

Der Historiker hütet sich dabei peinlich, von Kausalitäten im Sinne von Zwangsläufigkeiten zu sprechen; er bleibt bei dem Weberschen Begriff der »Wechselwirkung«. Das Netz, das er dabei bis hinauf in den Überbau von Papstkirche und universalen Orden als gemeineuropäischen Organisationen oder bis zu den Kreuzzügen als Form des Expansionismus im Verbund mit dem Protokolonialismus italienischer Seerepubliken entwirft, ist so dicht wie anschaulich. Zwei von Mitterauers Wech-

selwirkungen seien hier noch herausgehoben. Die eine ist wirtschaftsgeschichtlich. Die von der intensivierten Getreidewirtschaft erforderte Entwicklung der Mühlentechnik arbeitete auch der vor allem spätmittelalterlichen Montanindustrie, also dem Untertageabbau von Erz, vor. Denn mit Mühlenkraft ließ sich das Problem der Entwässerung lösen, das mit Handkraft nicht zu bewältigen gewesen wäre. Daß Mühlen auch dem Einsatz von Wasserkraft zu anderen Zwecken – Walken, Sägen, Hämmern, Schleifen – dienten, förderte ein spezialisiertes, zunehmend technisiertes Gewerbe. Ein Blick nach China lehrt die Besonderheit: Reis als Grundnahrungsmittel bedarf keiner Mühlen. So wurde der frühmittelalterliche Getreideanbau auch zu einer Voraussetzung der europäischen Industrialisierung.

Eine andere Wechselwirkung reicht in den Überbau von Religion und Kunst. Das Christentum war eine antike Stadtreligion von magiefreiem, naturfernem Zuschnitt. Mitterauer zitiert religionsgeschichtliche Untersuchungen, die feststellen, daß diese naturferne Form von Religiosität in der landwirtschaftlich geprägten Welt des Frühmittelalters – den Naturgewalten so ausgeliefert wie jede ländliche Gesellschaft – nicht ausreichte. So entwickelte das Christentum fruchtbarkeitsreligiöse, magische, fast »heidnische« Züge in Heiligenverehrung und magischen Praktiken. In diesem Zusammenhang kam eine Reliquienverehrung auf, die nicht nur zu einer reichen Altar- und Goldschmiedekunst führte, sondern auch auf die Abendmahlslehre und den Fronleichnamskult ausstrahlte.

So wie die Gebeine der Märtyrer für Segen sorgen sollten, so verlangte diese magische Religiosität nach »Realpräsenz« des Leibes Christi in der Hostie. Mitterauer sieht nun zwei zeitlich parallele Kulturercheinungen als Folge solcher Realpräsenz: den Antisemitismus und den Realismus in der Kunst. Die Realpräsenz des Abendmahls als Wiederholung von Christi Passion im Hier und

Heute verlieh auch den »Mördern« Christi, den Juden, eine skandalöse Gegenwärtigkeit; sie wurden identifiziert mit ihren Vorfahren. Die Ritualmordvorwürfe gegen Juden tauchen im selben Moment auf wie der Fronleichnamskult, die Anbetung des Leibes Christi. Solche Verleiblichung der Heilsgeschichte wiederum förderte jene intensive Vergegenwärtigung in zeitgenössischen Kostümen, wie sie die spätmittelalterliche bildende Kunst vor allem in Malerei und Skulptur zeigt.

Was Mitterauers dichtes und reiches Buch entwirft, gleicht einem vielgliedrigen zeitlichen Mobile, bei dem eins ins andere greift. Die Faktoren, zu denen im Lauf der Zeit immer wieder neue treten, schießen zu einem selbstorganisierendem Prozeß zusammen. Ein reichhaltigeres Ursachengeflecht hat man in der historischen Wissenschaft selten angeboten bekommen. Dabei entsteht nicht nur ein Bild von der ungeheuren, auf unermüdlicher Arbeitskraft und Erfindungsgeist gestützten Dynamik Europas, sondern auch von seiner beunruhigenden Gewalttätigkeit. Die Kreuzzüge zum Beispiel, die ja nicht nur in den Vorderen Orient führten, sondern auch gegen Heiden im Osten, Ketzer in Frankreich und feindliche Monarchen überall in der Christenheit gerichtet waren, definiert Mitterauer so einfach wie einleuchtend als »Kriege des Papstes«.

Krieg aber konnte der Papst – anders als etwa der Patriarch von Konstantinopel – führen, weil der Kaiser und sonstige weltliche Mächte weit weg waren und der Oberherr der westlichen Kirche seine geistlichen Mittel – die Gewinnung von Kriegern durch Sündenvergebung und Erlösungsversprechen – ungehindert von politischer Raison einsetzen konnte. Viele der grausamsten Kriege des Mittelalters, zum Beispiel der Genozid an den Katharern, entpuppt sich als Folge jener Scheidung von geistlich und weltlich,

die heute mit antiislamischer Pointe so gern als besondere europäische Errungenschaft gepriesen wird.

Mitterauer beschreibt jahrhundertelange Prozesse mit langwierigen kumulativen Wirkungen. Eins der merkwürdigsten Geschichtsbücher unserer Zeit darf sich rühmen, einen vollkommen gegensätzlichen Typus historischen Wandels in seiner Eigentümlichkeit überhaupt zum ersten Mal ans Licht gehoben zu haben. Der Osteuropa-Historiker Gottfried Schramm spricht von »Wegscheiden«; ebenso könnte man von »Durchbrüchen« reden. Schramm beschreibt Ereignisse von welthistorischer Wirkung über viele Jahrhunderte, ja Jahrtausende, die sich innerhalb der kurzen Spanne einer Generation vollzogen, nach ihrem Beginn sofort eine reißende Wirksamkeit entfalteten und doch nicht als Revolutionen beschrieben werden können.<sup>2</sup>

Die fünf Wegscheiden Schramms sind: die Schaffung des Monotheismus durch Moses, die Gründung des Christentums durch die Botschaft Jesu, Luthers Reformation, die erste Flächendemokratie in den Vereinigten Staaten und die Russische Revolution. Die beiden Eckereignisse, Moses und die Russische Revolution, fallen aus der Reihe teilweise heraus, aus verschiedenen Gründen: Die Historizität Moses wird immer unsicher bleiben, und für den menscheitsgeschichtlichen Schritt zum Monotheismus mit seinen seit Jan Assmann wieder heftig diskutierten Folgen – Bildlosigkeit, Transzendenz des Religiösen, Entzauberung der Welt, Unduldsamkeit in Wahrheitsfragen – gibt es nach wie vor andere, kumulative Entstehungsmodelle, die den Glauben an den einen Gott als spätes Produkt israelitischer Prophetie erscheinen lassen; und die menscheitsgeschichtliche Nachwirkung der Russischen Revolution für die Zukunft setzt Schramm selbst ganz niedrig an.

<sup>2</sup> Gottfried Schramm, *Fünf Wegscheiden der Weltgeschichte. Ein Vergleich*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2004.

Die drei anderen Durchbrüche jedoch zeigen überraschende Übereinstimmungen, die Schramm scharfsinnig und einfallreich herausarbeitet. Es handelt sich um überfällige Vereinfachungen und Verallgemeinerungen vorgängiger Lehren und Zustände (Reduktion des Gesetzlichen der jüdischen Religion bei Jesus; Entmächtigung der katholischen Amtskirche bei Luther; Verwandlung des englischen Ständewesens in ein abstimmungsgestütztes Repräsentativsystem in Amerika). Die grundlegenden Errungenschaften der Vorgängerformation bleiben erhalten (Monotheismus in Juden- und Christentum; spätmittelalterliche Verinnerlichung des Glaubens im Protestantismus; liberale Freiheitsrechte Englands mit Minderheitenschutz in der amerikanischen Verfassung).

Die Verbindung von solchen bewahrenden und vereinfachenden Zügen nennt Schramm den »archimedischen Punkt«, den seine Durchbrüche gefunden hätten, was ihre überwältigende Überzeugungskraft begründete. Die Russische Revolution stellt eine Anomalie dar, weil sie den bürgerlichen Rechtsstaat als Vorläufer nicht erhalten wollte; so zeigt Schramms Typologie hier ein Kriterium, zwischen »richtigen« und »falschen« Möglichkeiten der Geschichte zu unterscheiden, denn der revolutionäre Antiliberalismus des Sowjetsystems unterscheidet ihn von der kontinuierend-reformatorischen Kraft der anderen welthistorischen Durchbrüche.

Eine weitere Gemeinsamkeit dieser Wegscheiden ist ihr universaler Wahrheitsanspruch und ihr missionarischer Zug; ja, für Schramm hängen die fünf Ereignisse als Stufen menschheitlicher Klärung im Religiösen und Politischen, die aufeinander aufbauen, sogar zusammen. Wiederum abweichend die Russische Revolution, weil sie Überzeugungskraft mit Gewalt ersetzte. Für den nüchternen Historiker am interessantesten sind vielleicht die materiellen Übereinstimmungen, die dieser Typologe, der ausdrücklich nicht nach »Gesetzmäßigkeiten«,

sondern nach »Ähnlichkeiten« sucht, gefunden hat: Alle Durchbrüche sind das Werk von Dreißig- bis Vierzigjährigen, also vergleichsweise jungen Handelnden; alle fanden im kulturellen Vorge-lände einer komplex florierenden Hauptkultur statt – Jesus lehrte in Galiläa und nicht in Jerusalem, seine Lehre verbreitete sich eher bei heidnischen Nachbarn als bei Juden in der Diaspora; die amerikanische Verfassung wurde im sozial homogeneren, beispielsweise adelsfreien Kolonialgebiet errichtet.

Den Begriff des »Vorgeländes« hat Schramm bei einem der genialsten Geschichtsdenker des 20. Jahrhunderts gefunden, dem Anglisten Herbert Schöffler, der in den dreißiger und vierziger Jahren drei religionssoziologische Studien über *Abendland und Altes Testament*, *Die Reformation* und *Die Anfänge des Puritanismus* veröffentlichte, deren Anregungskraft, wahrhaft eines Max Weber würdig, bis heute nicht ausgeschöpft ist. Die zweite dieser Untersuchungen beschreibt die Soziologie Kursachsens und besonders Wittenbergs zur Zeit Luthers als sozial einförmiges Kolonialland mit einer jungen traditionslosen Reformuniversität – eben als Vorgelände zum reichen katholischen Deutschland des Spätmittelalters.

Ähnlich habe Moses (wenn er denn historisch war) den Sonnenkult des Aton in der midianitischen Wüste mit ägyptischen Religionsflüchtlingen einer einfachen Hirtengesellschaft eingepflanzt. Auch das zarische Rußland war »Vorgelände«, das aber, wie Schramm überzeugt ist, auch einen reformerischen Weg hätte gehen können, hätte eine utopistische Intelligentsia nicht den Kontakt mit den sozialen Realitäten ihrer Gesellschaft abgebrochen und wäre sie nicht durch die Krise des Ersten Weltkriegs an die Macht gekommen. Auch hier zeigt sich im Blick auf einen einfachen pragmatischen Kriterienkatalog die Irregularität der Oktoberrevolution.

Ein letztes gemeinsames Kriterium, von dem wieder der sowjetische Fall abweicht, ist das Entstehen verbindlicher

menschheitlich wirksamer Texte, die den Durchbrüchen Dauer verliehen: bei Moses der Dekalog, bei Jesus die Evangelien mit ihren festen Sammlungen von Aussprüchen, bei Luther Bibelübersetzung und Grundschriften, in Amerika die Unabhängigkeitserklärung und der Verfassungstext, in Rußland aber: nichts.

Mit Blick auf dieses letzte Kriterium muß man es bedauern, daß Schramm nicht einen besonders eklatanten Parallelfall herangezogen hat, die Stiftung des Islam durch Mohammed. Vieles spricht auf den ersten Blick dafür, daß er in die Reihe der Wegscheiden gehört: die Entstehung in einem Vorgelände der spätantiken Zivilisation, der arabischen Wüste; die Vereinfachung einer vorgängigen Lehre, des trinitarischen Christentums und der arabischen Stammesreligionen zu einem reinen Monotheismus; die Schaffung eines Grundtextes, des Koran; die rasante Ausbreitung innerhalb weniger Jahrzehnte, nicht zuletzt durch eine jugendliche Clan-Ritterschaft und manches mehr. Schramm bezeichnet sich als protestantischen Christen und als langjährigen Sozialdemokraten, er ist also ein Erbe der jüdisch-christlichen, amerikanischen und sozialistischen Wegscheiden, und schon hier war sein Unternehmen waghalsig genug. Es müßte einem Islamforscher ein Leichtes sein, Schramms konkrete, voller Anschauung steckende Typologie auf sein Gebiet anzuwenden.

Mitterauer handelt von zähen jahrhundertelangen Prozessen, Schramm von mitreißenden, vieles umwerfenden Durchbrüchen im Zeitmaß einer einzigen Generation. Auch Schramms Erklärungen entbehren nicht der strukturellen, also langfristigen Hintergründe, so in seiner Soziologie der Vorgelände, aber auch in den kulturellen Vorläufen: Vereinfachen läßt sich nur, was zuvor kompliziert war, die Wegscheiden sind eine brisante, eben »archimedische« Verbindung aus Alt und Jung. Damit ist auch klar, wie selten sie nur sein können.

Es handelt sich aber auch um etwas anderes als jene politischen Revolutio-

nen, die Burckhardt »Krisen« nannte, eben weil es nicht um soziale oder politische Veränderungen, sondern um menschheitliche Anliegen geht – denn das ist eine weitere Gemeinsamkeit, die Schramm festhält: Seine Wegscheiden waren nicht klassegebunden, sie nutzten zwar soziale Möglichkeiten (wie etwa das Luthertum die deutsche Städte- kultur mit ihren Predigern), vertraten jedoch keine partikularen Interessen, denn es waren im Kern spirituelle Durchbrüche, wiederum mit Ausnahme der materialistischen Revolution in Rußland.

Die von Schramm ausgewählten Vorgänge haben zudem den Vorteil, daß sie unbestreitbar groß sind *und* daß es sie unzweifelhaft gab, nämlich schon in den Augen ihrer Akteure: Jesus wußte, daß er die jüdische Gesetzlichkeit in wichtigen Punkten relativierte; Luther wußte, daß er die katholische Rechtfertigungslehre aufhob, und den Gründervätern Amerikas war in vollem Sendungsbe- wußtsein klar, daß sie die erste politische Ordnung der Weltgeschichte schufen, welche universale Gültigkeit beanspruchte – einen Anspruch, den auf ihre Weise auch die russischen Terroristen und Intelligenzler hegten. Also nicht wie bei der »Renaissance«, nach der man selbst die meisten ihrer Exponenten vergeblich gefragt hätte und die sich deshalb manchen Historikern längst in Luft aufgelöst hat.

Schramms Buch, das sonderbarste historische Werk, das der Geschichtskolumnist, der hier Abschied von seinen Lesern nimmt, besprechen durfte, ist auf eine bestrickende Art altfränkisch, frei von Terminologie, voller Anschauung, erzählerisch, dabei im Kern aber doch systematisch, beteiligt, parteinehmend aus subjektiver Freiheit, leichthändig gelehrt – ganz der gute Stil des 19. Jahrhunderts, ein Werk langen Nachdenkens und reicher Erfahrung. Mitterauers Studie ist viel avancierter in Machart und Sprache, dabei ebenfalls voller konkreter Wahrnehmung und frei von der Ängstlichkeit des Spezialistentums. Beide

Entwürfe beziehen einen großen Teil ihrer Stärke aus der Fähigkeit ihrer Autoren zum Vergleich, also zur Außenansicht. Mitterauer und Schramm haben

jeder auf seine Weise Modelle historischen Denkens vorgelegt, an denen sich fortan avancierte Erkenntnis im Fach Geschichte wird messen lassen müssen.